

FRANZ ROTTENSTEINER (Hrsg.)
TEUFELSTRÄUME

Englische und amerikanische Gespenster-Geschichten



H. P. Lovecraft
Ambrose Bierce
Washington Irving
Henry S. Whitehead
u. a.

BÄRENKLAU EXKLUSIV

FRANZ ROTTENSTEINER (Hrsg.)
TEUFELSTRÄUME

Englische und amerikanische Gespenster-Geschichten



H. P. Lovecraft
Ambrose Bierce
Washington Irving
Henry S. Whitehead
u. a.

BÄRENKLAU EXKLUSIV

E. F. Benson / Amelia B. Edwards /
Mrs. J. H. Riddell / Washington Irving
/ Nathaniel Hawthorne / Fitz-James
O'Brien / Ambrose Bierce / F. Marion
Crawford / Mary E. Wilkins-Freeman
/ Henry S. Whitehead / H. P.
Lovecraft

Teufelsträume

Englische und amerikanische
Gespenster-Geschichten

herausgegeben von Franz
Rottensteiner

BÄRENKLAU EXKLUSIV

Impressum

Neuausgabe

Copyright © by Authors/Übersetzer & Bärenklau Exklusiv

Übersetzer: Dr. Franz Rottensteiner

© der deutschen Übersetzung: Bärenklau Exklusiv

Cover: © by Christan Dörge mit Bärenklau Exklusiv, 2026

Korrekturat: Christian Dörge, Peter Friedel

Verlag: Bärenklau Exklusiv. Jörg Martin Munsonius (Verleger), Koalabärweg 2, 16727 Bärenklau.
Kerstin Peschel (Verlegerin), Am Wald 67, 14656 Brieselang

Die ausgedachten Personen haben nichts mit tatsächlich lebenden Personen zu tun.
Namensgleichheiten sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Alle Rechte vorbehalten

Das Copyright auf den Text oder andere Medien und Illustrationen und Bilder erlaubt es KIs/AIs und allen damit in Verbindung stehenden Firmen und menschlichen Personen, welche KIs/AIs bereitstellen, trainieren oder damit weitere Texte oder Textteile in der Art, dem Ausdruck oder als Nachahmung erstellen, zeitlich und räumlich unbegrenzt nicht, diesen Text oder auch nur Teile davon als Vorlage zu nutzen, und damit auch nicht allen Firmen und menschlichen Personen, welche KIs/AIs nutzen, diesen Text oder Teile daraus für ihre Texte zu verwenden, um daraus neue, eigene Texte im Stil des ursprünglichen Autors oder ähnlich zu generieren. Es haften alle Firmen und menschlichen Personen, die mit dieser menschlichen Roman-Vorlage einen neuen Text über eine KI/AI in der Art des ursprünglichen Autors erzeugen, sowie alle Firmen, menschlichen Personen, welche KIs/AIs bereitstellen, trainieren um damit weitere Texte oder Textteile in der Art, dem Ausdruck oder als Nachahmung zu erstellen; das Copyright für diesen Impressumstext sowie artverwandte Abwandlungen davon liegt zeitlich und räumlich unbegrenzt bei Bärenklau Exklusiv. Hiermit untersagen wir ausdrücklich die Nutzung unserer Texte nach §44b Urheberrechtsgesetz Absatz 2 Satz 1 und behalten uns dieses Recht selbst vor. 13.07.2023.

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

[Das Buch](#)

[Teufelsträume](#)

[Negotium Perambulans](#)

[Der Schnellzug um vier Uhr fünfzehn](#)

[Die Vorahnung](#)

[Das Abenteuer eines deutschen](#)

[Studenten](#)

[Der junge Goodman Brown](#)

[Das verschwundene Zimmer](#)

[Die Mittelzehe des rechten Fußes](#)

[Denn das Blut ist das Leben](#)

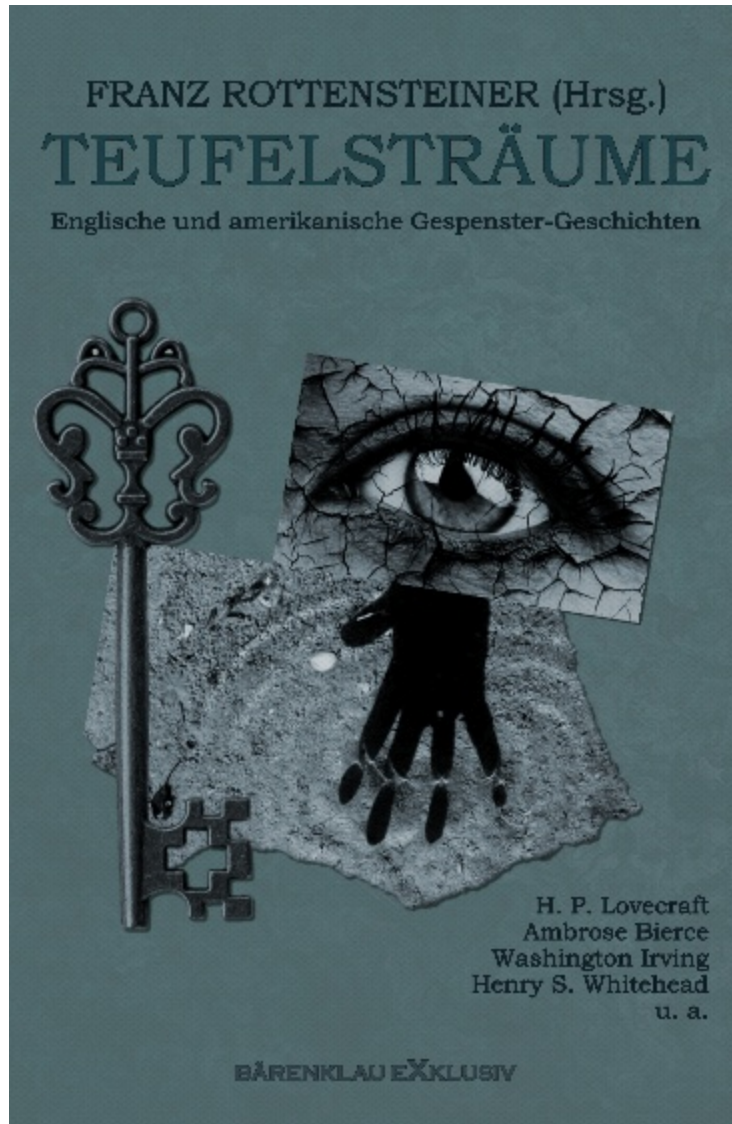
[Kleines, suchendes Gespenst](#)

[Der offene Kamin](#)

[Das Verschwinden des Juan Romero](#)

[Azathoth \(Fragment\)](#)

Das Buch



Ein Spektrum bekannter und weniger bekannter Gespenster- und Horrorgeschichten aus England und Amerika, von viktorianischen Autoren bis zum Mythen-Universum des H. P. Lovecraft. Klassiker der Phantastik und Entdeckungen, die den berühmten Vertretern um nichts nachstehen. Übernatürliche Erscheinungen

verschiedenster Provenienz treiben ihr Unwesen, von herkömmlichen Gespenstern und Vampiren bis zu unsichtbaren Geschöpfen und Wesen undefinierbarer Art, ja bis zum Teufel selbst. Fürchterlich und grauenerregend ist ihr Treiben, aber manchmal sind sie bemitleidenswert und selbst Opfer. Die Vielfalt des phantastischen Genres, seiner Motive und Gestalten, wird in dieser knappen Auswahl deutlich.

Die Anthologie »Teufelsträume« - zusammengestellt und herausgegeben von Franz Rottensteiner - enthält folgende 12 Horror-Erzählungen:

- › Negotium Perambulans - von E. F. Benson
- › Der Schnellzug um vier Uhr fünfzehn - von Amelia B. Edwards
- › Die Vorahnung - von Mrs. J. H. Riddell
- › Das Abenteuer eines deutschen Studenten - von Washington Irving
- › Der junge Goodman Brown - von Nathaniel Hawthorne
- › Das verschwundene Zimmer - von Fitz-James O'Brien
- › Die Mittelzehe des rechten Fußes - von Ambrose Bierce
- › Denn das Blut ist das Leben - von F. Marion Crawford
- › Kleines, suchendes Gespenst - von Mary E. Wilkins-Freeman
- › Der offene Kamin - von Henry S. Whitehead
- › Das Verschwinden des Juan Romero - von H. P. Lovecraft
- › Azathoth (Fragment) - von H. P. Lovecraft.

Teufelsträume

**Englische und amerikanische Gespenster-
Geschichten**

Herausgegeben von Franz Rottensteiner

Negotium Perambulans

(Negotium Perambulans)

von E. F. Benson

Der Reisende, den es ins westliche Cornwall verschlägt, bemerkt vielleicht, wenn er sich mühsam über die leere Hochebene zwischen Penzance und Land's End dahinbewegt, einen morschen Wegweiser, der einen steilen Hang hinunterdeutet und auf dem verwitterten Richtungspfeil die verblasste Inschrift *Polearn zwei Meilen* trägt; aber wohl nur wenige werden so neugierig sein, diese zwei Meilen zurückzulegen, um sich einen Ort anzusehen, dem der Reiseführer nur flüchtige Aufmerksamkeit schenkt. In einigen dürren Zeilen ist dort ein kleines Fischerdorf beschrieben, das eine Kirche ohne besondere Sehenswürdigkeiten aufweist, von einigen geschnitzten und bemalten Holztafeln (die ursprünglich zu einem älteren Gebäude gehört hatten) auf einem Flügelaltar abgesehen. Die Kirche von St. Creed (darauf wird der Tourist hingewiesen) besitzt jedoch einen ähnlichen Schmuck, der viel besser erhalten und weitaus interessanter ist, so dass selbst der an Kirchenkunst Interessierte davon kaum nach Polearn gelockt wird. Ein derart dürftiger Köder lohnt kaum das Verschlucken, und ein Blick auf den überaus steilen Hang, der bei trockenem Wetter einem Teppich kantiger Steine und nach einem

Regen einen schmutzigen Wasserlauf bildet, wird ihn mit Sicherheit davon abhalten, sein Motorrad oder sein Fahrrad in einer so spärlich bevölkerten Gegend derartigen Wagnissen auszusetzen. Seit dem Verlassen von Penzance hat das Auge kaum ein Haus erblickt, und das durchaus mögliche Dahinschleppen eines Fahrrades mit geplatzten Reifen ist wohl ein zu hoher Preis für den Anblick einiger bemalter Paneele.

Polearn hat daher selbst am Höhepunkt der Urlaubszeit schwerlich eine Invasion zu befürchten, und ich glaube kaum, dass im übrigen Teil des Jahres mehr als ein paar Leute pro Tag diese zwei Meilen (und dazu noch solche, die sich sehr ziehen) steiler und steiniger Steigung hinter sich bringen. In dieser dürftigen Schätzung schon berücksichtigt ist der Postbote, denn nur an wenigen Tagen marschiert er, Pony und Wagen auf dem Hügel zurücklassend, bis ins Dorf hinunter. Nur ein paar hundert Meter den Hang hinunter steht nämlich neben der Straße ein großer weißgestrichener Kasten, einer Seemannskiste ähnlich, mit einem Schlitz für den Einwurf der Briefe und einer versperrten Tür. Sollte er in der Posttasche einen Einschreibebrief mit sich führen oder ein Paket bei sich tragen, das zu groß ist, als dass es sich durch die quadratischen Lippen der Seemannskiste einwerfen ließe, muss er sich notgedrungen zu Fuß den Hügel hinunterschleppen und die Umstände bereitende Botschaft zustellen, das heißt, dem Empfänger persönlich übergeben. Dafür gibt es dann, als Dank für seine Mühe, ein kleines

Trinkgeld, sei es in Form von Geld oder einer Erfrischung. Aber solche Anlässe sind selten, und seine Pflicht besteht üblicherweise darin, dem Kasten die eingeworfenen Briefe zu entnehmen und an ihre Stelle die mitgebrachten Briefe hineinzutun. Diese werden dann am nächsten oder übernächsten Tag von einem Boten des Postamts Polearn abgeholt.

Was nun die Fischer des Ortes angeht, deren Ausfuhrhandel die hauptsächlichste Verkehrsverbindung zwischen Polearn und der Außenwelt bildet, so würde es ihnen nicht im Traum einfallen, ihren Fang den steilen Hang hinauf und dann auf einem noch sechs Meilen längeren Transportweg nach Penzance zu befördern. Der Seeweg ist weitaus kürzer und bequemer, und sie liefern ihre Waren direkt an die Hafendämme. Daher bekommt man in Polearn keine Fische, obwohl der Fischfang dort das einzige Gewerbe ist, es sei denn, man habe zuvor seine Wünsche einem der Fischer mitgeteilt. Die Fischkutter kommen so leer zurück wie ein Haus, in dem es spukt, denn ihre Beute befindet sich im Fischzug nach London.

Diese Abgeschlossenheit des Gemeinwesens hat im Verlauf der Jahrhunderte auch zu einer Abgeschlossenheit des einzelnen geführt, und nirgendwo sonst findet man eine größere Unabhängigkeit des Charakters als unter der Bevölkerung von Polearn. Sie ist aber, so ist es mir immer vorgekommen, durch ein mysteriöses Verständnis miteinander verbunden: es ist, als seien die Menschen alle in einen uralten Ritus eingeweiht, der durch sichtbare und

unsichtbare Kräfte ausgelöst und zusammengehalten wird. Die Winterstürme, die die Küste hart in Mitleidenschaft ziehen, der Reiz des Frühlings, die heißen, stillen Sommer, die Zeit der Regen und des herbstlichen Verfalls, sie alle bilden einen Zauberspruch, der sich ihnen, Zeile für Zeile, mitgeteilt hat. Daraus haben sie alles über die Kräfte erfahren, böse wie gute, die die Welt regieren.

Ich kam zum ersten Mal als Zehnjähriger nach Polearn, als kleiner Bub, schwach und kränklich, angegriffen von einem Lungenleiden. Mein Vater war durch Geschäfte in London festgehalten, für mich aber waren ein reichliches Angebot an frischer Luft und ein mildes Klima unbedingte Notwendigkeit, sollte ich zum Manne heranwachsen. Die Schwester meines Vaters hatte den Vikar von Polearn, Richard Bolitho, geheiratet, der selbst aus dem Orte stammte, und so kam es, dass ich drei Jahre als zahlender Gast bei meinen Verwandten verbrachte.

Richard Bolitho besaß in dem Ort ein sehr schönes Haus, und er zog es vor, lieber dort zu wohnen als im Pfarrhaus, das er an John Evans vermietet hatte, einen jungen Maler, der dem Zauber Polearns verfallen war, denn von Jahresanfang bis Jahresende ging er nie daraus fort. Für mich wurde im Garten ein fester überdachter Unterschlupf errichtet, der auf einer Seite ins Freie offen war, und dort lebte und schlief ich und verbrachte kaum eine Stunde von vierundzwanzig hinter Wänden und Fenstern. Ich war mit den Fischersleuten draußen in der Bucht oder wanderte die

stechginsterbewachsenen Klippen entlang, die rechts und links des steilen Weges aus dem tiefen Talkessel anstiegen, in dem das Dorf lag, trieb mich auf der Mole herum oder suchte mit den Jungen des Dorfes nach Vogelnestern. Von den Sonntagen und den paar Stunden Unterricht täglich abgesehen, konnte ich tun und lassen, was ich wollte, solange ich mich nur im Freien aufhielt. Diese Stunden hatten gar nichts Fürchterliches an sich; mein Onkel führte mich auf blumenbestandenen Seitenpfaden durch das Dickicht der Arithmetik und unternahm angenehme Ausflüge in die Elemente der lateinischen Grammatik. Vor allem aber musste ich ihm, in klaren und grammatikalischen Sätzen, täglich berichten, womit ich mich in Gedanken beschäftigte und was ich gemacht hatte. Entschloss ich mich etwa dazu, ihm von einem Gang entlang der Klippen zu erzählen, so musste meine Rede wohlgeordnet sein; keinesfalls duldete er vage, schlampige Bemerkungen über das Gesehene. Auf diese Weise bildete er auch meine Beobachtungsgabe aus, denn er wies mich etwa an, ihm zu sagen, welche Blumen gerade blühten und welche Vögel fischend über dem Meer dahinflitzten oder im Gebüsch ihre Nester bauten. Dafür bin ich ihm ewig zu Dank verpflichtet, denn es wurde zu meinem Beruf, meine Gedanken im klaren gesprochenen Wort festzuhalten und auszusprechen.

Weitaus fürchterlicher als die Wochentagsaufgaben war die vorgeschriebene regelmäßige Sonntagsbeschäftigung. Einige dunkelglühende Kohlen aus Calvinismus und

Mystizismus schwelten in der Seele meines Onkels und machten den Sonntag zu einem Schreckenstag. Die Morgenpredigt verbrannte uns mit dem Vorgeschmack des ewigen Feuers, das auf die Sünder wartete, die nicht bereuen wollten, und bei der Kinderandacht am Nachmittag war er kaum weniger fürchterlich. Nie werde ich vergessen, wie er die fromme Vorstellung vom Schutzengel vortrug. Ein Kind, sagte er, durfte sich unter solch engelhaftem Schutz sicher fühlen, aber es sollte sich hüten, eines jener unzähligen Vergehen zu begehen, die seinen Schutzengel veranlassen könnten, das Gesicht von ihm abzuwenden, denn so gewiss wie es Engel gebe, die uns beschützten, gebe es auch böse und fürchterliche Wesen, die nur darauf lauerten, sich auf uns zu stürzen, und bei diesen Wesen verweilte er mit besonderer Begeisterung. Nie werde ich bei der Morgenandacht auch die geschnitzten Tafelungen auf dem Flügelaltar vergessen, die ich bereits erwähnt habe. Dort gab es den Engel der Verkündigung und den Engel der Auferstehung, aber es fehlte auch nicht die Hexe von Endor, und auf der vierten Tafel gab es eine Darstellung, die mich am meisten beeindruckte.

Diese vierte Tafel (er stieg von der Kanzel herunter, um den von der Zeit abgenützten Einzelheiten nachzufahren) stellte den Eingang der Kapelle des Friedhofs von Polearn dar, und die Ähnlichkeit war in der Tat frappant, wenn man auf sie aufmerksam gemacht wurde. Beim Eingang stand die Gestalt eines Priesters im Talar, der ein Kreuz

hochhielt, mit dem er einem schrecklichen Wesen entgegentrat, das einer Schnecke ähnelte und sich vor ihm aufrichtete. Das war, so die Auslegung meines Onkels, ein böses Wesen, eines von jenen, von denen er uns Kindern erzählt hatte, ein Geschöpf von nahezu grenzenloser Bösartigkeit und Macht, das nur von festem Glauben und mit einem reinen Herzen bekämpft werden könne. Darunter befand sich die Aufschrift *Negotium perambulans in tenebris* aus dem 91. Psalm. Eine Übersetzung an dieser Stelle lautet etwa, »die Pestilenz, die in der Dunkelheit umgeht«, was aber nur ein schwacher Abklatsch des lateinischen Originals ist. Sie war für die Seele weit tödlicher als jede Pestilenz, die nur den Körper tötet: es war das Ding, das Wesen, die Kraft, die in der äußeren Finsternis ihr Wesen treibt, ein Werkzeug des Zorns Gottes auf die Ungerechten.

Während seiner Rede konnte ich die Blicke sehen, die die Gemeinde untereinander austauschte und wusste, dass seine Worte einen Argwohn, eine Erinnerung auslösten. Kopfnicken und Geflüster wurden unter ihnen gewechselt, sie verstanden, worauf er anspielte. Mit der Wissbegier, die der Jugend eignet, ließ es mir keine Ruhe mehr, bis ich meinen Freunden unter den Fischerssöhnen die Geschichte entlockt hatte, als wir uns am nächsten Morgen nach dem Bade nackt in der Sonne räkelten. Der eine kannte einen Zipfel davon, der andere einen anderen, und insgesamt fügte es sich zu einer wahrhaft bestürzenden Legende zusammen. Die bloßen Umrisse sehen etwa so aus:

Eine weit ältere Kirche als die, in der uns mein Onkel jeden Sonntag einen Schrecken einjagte, hatte einst keine dreihundert Meter entfernt gestanden, auf einer Stelle ebenen Bodens unterhalb des Steinbruchs, aus dem ihre Steine gehauen worden waren. Der Grundbesitzer hatte sie niederreißen lassen und sich an derselben Stelle aus demselben Baustoff ein Haus gebaut, wobei er lediglich, in einer buchstäblichen Ekstase des Bösen, den Altar stehen ließ, und den benutzte er später als Festtafel und zum Würfelspiel. Mit zunehmendem Alter ergriff ihn jedoch eine düstere Melancholie, und er ließ die ganze Nacht die Lichter brennen, denn er hatte eine panische Furcht vor der Dunkelheit.

Eines Winterabends erhob sich ein Sturm, wie man ihn zuvor nie erlebt hatte, der die Fenster in dem Raum eindrückte, wo er zu Abend gegessen hatte, und die Lampen auslöschte. Entsetzensschreie riefen die Diener herbei, die ihn auf dem Boden liegend vorfanden. Das Blut strömte ihm aus der Kehle. Als sie eintraten, schien sich ein riesiger schwarzer Schatten von ihm zu entfernen, kroch über den Fußboden, die Wand hinauf und beim zerbrochenen Fenster hinaus.

»Da lag er im Sterben«, sagte der letzte meiner Informanten, »und dieser große, stämmige Mann war zu einem bloßen Bündel Haut zusammengeschrumpft, denn das Wesen hatte ihm das Blut ausgesaugt. Sein letzter Atemzug bestand aus einem Schrei, und er stieß dieselben

Worte hervor, die der Pfarrer von der Wandtafel abgelesen hat.«

»Negotium perambulans in tenebris«, ergänzte ich eifrig.

»So etwa. Jedenfalls was Lateinisches.«

»Und danach?«, fragte ich.

»Niemand wollte sich mehr der Stelle nähern, und das alte Haus verfiel und wurde zu einer Ruine, bis vor drei Jahren Mr. Dooliss aus Penzance hierherkam und die eine Hälfte wieder aufbaute. Aber der hält nicht viel von solchen Wesen und auch nichts von Latein. Er verputzt jeden Tag eine Flasche Whisky und ist bis zum Abend besoffen wie ein Kutscher. Eh, ich muss zum Abendessen heim.«

Welchen Wahrheitsgehalt auch immer die Legende haben mochte, so hatte ich gewiss die Wahrheit über Mr. Dooliss aus Penzance gehört, der von diesem Tag an zum Objekt meiner unbändigen Neugier wurde, umso mehr, als das Haus im Steinbruch an den Garten meines Onkels angrenzte. Das Ding, das im Dunkeln umging, beflügelte keineswegs meine Phantasie, und auf alle Fälle hatte ich mich bereits daran gewöhnt, in meinem Unterschlupf zu schlafen, so dass die Nacht keinen Schrecken für mich barg. Es war jedoch ungeheuer aufregend, zu irgendeiner zeitlosen Stunde aufzuwachen, Mr. Dooliss schreien zu hören und sich vorzustellen, dass ihn das Ding erwischte hätte.

Allmählich jedoch verblasste die ganze Geschichte in meinem Gedächtnis, überlagert von den lebhafteren

wechselnden Interessen des täglichen Lebens, und während der letzten zwei Jahre meines Lebens im Freien im Pfarrgarten dachte ich nur selten an Mr. Dooliss und das mögliche Geschick, das ihn für seine Verwegenheit erwarten mochte, die darin bestand, dass er an einem Ort lebte, wo das Ding aus der Finsternis in Aktion getreten war. Ab und zu erblickte ich ihn über dem Gartenzaun, ein großer gelber Klotz von einem Mann mit langsamem und wankendem Gang, aber niemals warf ich außerhalb seiner Gartentür einen Blick auf ihn, weder in den Dorfgassen noch drunten am Strand. Er mischte sich bei niemandem ein, und niemand anderer mischte sich in seine Angelegenheiten. Wenn er sich der Gefahr aussetzen wollte, zur Beute des legendären nächtlichen Ungeheuers zu werden oder sich ruhig zu Tode zu trinken, so war das seine Sache. Mein Onkel, so vermutete ich, hatte mehrmals versucht, ihn zu besuchen, als er sich zuerst in Polearn niederließ, aber es schien, dass Mr. Dooliss für Pfarrer nichts übrig hatte, denn er ließ ausrichten, dass er nicht daheim sei, und machte auch nie einen Gegenbesuch.

Nach drei Jahren voll Sonne, Wind und Regen hatte ich die früheren Krankheitssymptome völlig überwunden und war zu einem tüchtigen, großen und strammen Jüngling von dreizehn Jahren geworden. Man schickte mich nach Eton und Cambridge, ich büffelte, wie es sich gehört, und wurde Rechtsanwalt. Nach zwanzig Jahren hatte ich ein fünfstelliges Jahreseinkommen und hatte mir bereits, in sicheren Wertpapieren, eine Summe zur Seite gelegt, die

mir Dividenden abwarf, die einem Mann meines einfachen Lebenswandels und meiner Sparsamkeit all die materiellen Bequemlichkeiten sicherten, die ich auf dieser Seite des Grabes benötigte. Die großen Preise meiner Berufslaufbahn lagen bereits in Griffweite, aber ich hatte keinen Ehrgeiz, der mich weiter verlockt hätte, noch sehnte ich mich nach Frau und Kind, da ich, wie ich glauben muss, von Natur aus zölibatär war.

In der Tat hatte es in all diesen geschäftigen Jahren nur einen Ehrgeiz gegeben, der mich mit blauen und fernen Hügelkuppen lockte, und das war die Rückkehr nach Polearn und das neuerliche Leben in Abgeschiedenheit von der Welt, mit dem Meer und den stechginsterbewachsenen Hügeln als Spielgefährten, und die Geheimnisse, die hier ihrer Erforschung harrten. Sein Zauber hatte sich um mein Herz gelegt, und ich kann ehrlich sagen, dass in all diesen Jahren kaum ein Tag verging, an dem mir der Gedanke daran und die Sehnsucht danach nicht in den Sinn gekommen wäre. Obwohl ich, solange mein Onkel noch lebte, häufig mit ihm in Verbindung gestanden hatte und nach seinem Tode auch mit seiner Witwe, die noch immer dort wohnte, war ich seit Anfang meiner Berufslaufbahn nie mehr in Polearn gewesen, denn ich wusste, dass es, begäbe ich mich dorthin, über meine Kraft ginge, mich wieder von dort loszureißen. Ich war aber fest entschlossen, für immer dorthin zurückzukehren, sobald ich meine eigene Unabhängigkeit gesichert hätte. Und doch habe ich es wieder verlassen, und nichts in der Welt

könnte mich nochmals dazu bringen, den Hang von der Straße aus hinunterzugehen, die von Penzance nach Land's End führt, und die Seiten des Talkessels zu sehen, der sich steil über die Dächer des Dorfes erhebt, und die Möwen krächzen zu hören, wie sie in der Bucht fischen. Eines von jenen unsichtbaren Dingen, eine von jenen dunklen Mächten stürzte sich hinein ins Licht, und ich erblickte es mit eigenen Augen.

Das Haus, in dem ich diese drei Jugendjahre verbracht hatte, stand meiner Tante testamentarisch auf Lebenszeit zur Verfügung, und als ich ihr mitteilte, dass ich vorhatte, nach Polearn zurückzukehren, schlug sie mir vor, dass ich bei ihr wohnen sollte, bis ich ein geeignetes Haus gefunden hätte oder ihren Vorschlag nicht mehr annehmen könne.

»Das Haus ist für eine einsame alte Frau zu groß«, schrieb sie, »und ich habe oft daran gedacht, es aufzugeben und mir ein Häuschen zu nehmen, das für mich und meine Bedürfnisse ausreicht. Aber komme nur und teile es mir mit, mein Lieber, wenn du das Leben bei mir zu anstrengend findest, kannst du ausziehen oder ich. Du suchst die Einsamkeit die meisten Menschen in Polearn suchen sie und wirst mich verlassen. Oder ich werde dich verlassen: einer der Gründe, warum ich es hier die ganze Zeit ausgehalten habe, war das Gefühl, dass ich das alte Haus nicht hungern lassen dürfe. Häuser hungern, musst du wissen, wenn sie nicht bewohnt werden. Sie sterben einen schleichenden Tod; ihr Geist wird schwächer und

schwächer und vergeht schließlich. Erscheint das deinem Londoner Gemüt nicht als Unsinn?«

Natürlich nahm ich dieses vorläufige Angebot mit Wärme an, und eines Juni-Abends befand ich mich oben auf dem Hang, der nach Polearn hinunterführt, und wieder einmal stieg ich in das steile Tal zwischen den Hügeln hinunter. Für den Talkessel hatte die Zeit anscheinend stillgestanden, der morsche Wegweiser (oder sein Ersatz) wies mit einem gebrechlichen Finger den Hang hinunter, und ein paar hundert Meter weiter unten stand der weiße Kasten für den Postaustausch. Stück für Stück Erinnerung traf mein Auge, und was ich sah, war nicht zusammengeschrumpft, wie es so oft der Fall ist mit Kindheitsstätten, die man neuerlich aufsucht. Dort stand das Postamt, dort die Kirche und nahe bei ihr das Pfarrhaus und jenseits davon die hohen Hecken, die das Haus, zu dem mein Weg führte, von der Straße trennten, und weiter in der Ferne wiederum die grauen Dächer des Hauses im Steinbruch, nass und glänzend im feuchten Abendwind, der vom Meer herüberwehte. Alles war genauso, wie ich es erinnerte, vor allem dieses Gefühl der Abgeschlossenheit und Isolation. Irgendwo oberhalb der Baumwipfel stieg der Hang an, der an die Hauptstraße nach Penzance grenzte, aber das alles war nun in ungeheure Entfernung gerückt. Die Jahre, die verstrichen waren, seit ich zuletzt durch dieses gutbekannte Tor getreten war, verblassten wie ein eisiger Atem und verschwanden in dieser warmen, milden Luft. Irgendwo im langweiligen Buch der Erinnerung gab

es noch Gerichtshöfe, die mir, wenn mir daran lag, die Seiten umzublättern, verrieten, dass ich mir dort einen Namen gemacht und ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Aber dieses langweilige Buch war jetzt zugeklappt, denn ich war in Polearn zurück, und der Zauber zog mich wieder in seinen Bann.

Und wenn sich Polearn nicht verändert hatte, so auch nicht die Tante Hester, die mich am Eingang empfing. Gebrechlich und weiß wie chinesisches Porzellan war sie schon immer gewesen, und die Jahre hatten sie nicht älter gemacht, sondern nur zarter. Als sie nach dem Mittagessen dasaß und wir uns unterhielten, sprach sie von den Ereignissen, die sich in diesen zwanzig Jahren zugetragen hatten, aber irgendwie schienen all die Veränderungen, von denen sie sprach, nur zu bestätigen, dass sich ganz Polearn nicht verändert hatte. Sowie mir der Name wieder einfiel, fragte ich sie auch nach dem Haus im Steinbruch und Mr. Dooliss, und ihr Gesicht verdüsterte sich wie ein Frühlingstag, an dem der Schatten einer Wolke vorübergleitet.

»Ja, Mr. Dooliss«, sagte sie, »der arme Mr. Dooliss. Wie gut erinnere ich mich an ihn, obwohl es schon gut zehn Jahre oder mehr her sind, seit er starb. Ich habe dir nie etwas davon geschrieben, denn es war alles ganz furchtbar, mein Lieber, und ich wollte dir die Erinnerung an Polearn nicht verderben. Dein Onkel war immer der Meinung, dass so etwas passieren würde, und noch Schlimmeres, wenn er von seinen bösen, trunkenen Wegen nicht abließe, und

obwohl niemand weiß, was sich wirklich zutrug, so kam alles doch genau so, wie man es hätte erwarten können.«

»Aber was geschah denn eigentlich, Tante Hester?«, fragte ich sie.

»Nun ja, ich kann dir natürlich nicht alles sagen, denn das weiß niemand. Aber er war ein sehr sündiger Mensch, und der Skandal um ihn in Newlyn konnte einem schon das Gruseln beibringen. Und dazu kam noch, dass er in dem Haus im Steinbruch lebte ... Ich frage mich, ob du dich vielleicht zufällig an eine Predigt deines Onkels erinnerst, bei der er die Kanzel verließ und die Täfelung des Flügelaltars berührte, und zwar meine ich jene, auf der sich das schreckliche Wesen vor dem Kapellen-Eingang aufrichtet?«

»Gewiss, ganz genau«, sagte ich.

»Aha. Sie hat dich beeindruckt, nehme ich an, und sie hat auf alle einen tiefen Eindruck gemacht, die sie gehört haben, und dieser Eindruck prägte und brannte sich uns allen ein, als es zur Katastrophe kam.

Irgendwie erfuhr Mr. Dooliss von der Predigt deines Onkels, und in seinem Rausch brach er in die Kirche ein und schlug die Täfelung kurz und klein. Er scheint sich eingebildet zu haben, dass irgendeine Zauberkraft in ihr läge und dass er, wenn er sie zertrümmere, dem schrecklichen Geschick entginge, das ihm drohte. Doch muss ich dir erklären, dass er schon ein verstörter Mann war, bevor er noch diese schreckliche Freveltat beging; er hasste und fürchtete die Dunkelheit, denn er bildete sich

verursacht und den tiefen Abgrund verschlossen, der am Vortag solche Befürchtungen ausgelöst hatte. Als ich den Wachtposten fragte, welche Geräusche er vor dem mächtigen Blitzschlag gehört hatte, erwähnte er einen Coyoten, einen Hund und den fauchenden Bergwind – sonst nichts. Ich zweifle nicht an seinem Wort.

Nach Wiederaufnahme der Arbeit ordnete Direktor Arthur an, dass einige besonders zuverlässige Männer in der Nähe der Stelle, wo der Abgrund sich aufgetan hatte, Nachforschungen anstellen sollten. Die Männer gehorchten, wenn auch ohne große Begeisterung, und es wurde eine Tiefenbohrung vorgetrieben. Die Ergebnisse waren recht merkwürdig. Die Decke über der Leere, bei offenem Zustand gesehen, war keineswegs dick gewesen; und doch stießen die Männer auf eine Stelle, wo sich massives Gestein grenzenlos auszudehnen schien. Da sie sonst nichts fanden, nicht einmal Gold, stellte der Bergwerksdirektor die Versuche ein. Wenn er nachdenklich an seinem Schreibtisch sitzt, überzieht jedoch zuweilen ein verblüffter Ausdruck sein Antlitz.

Eine andere Sache ist höchst merkwürdig. Kurz nach meinem Erwachen an dem fraglichen Morgen nach dem Sturm fiel mir das unerklärliche Fehlen meines Hindurings am Finger auf. Ich hatte ihn sehr geschätzt, aber trotzdem empfand ich ein Gefühl der Erleichterung über sein Verschwinden. Wenn ihn einer meiner Bergarbeiter-Kameraden an sich gebracht hatte, musste er sich seiner Beute höchst schlau entledigt haben, denn trotz Anzeigen

und polizeilichen Nachforschungen wurde der Ring nie wiedergefunden. Irgendwie bezweifle ich, dass er von sterblichen Händen gestohlen wurde, denn in Indien sind mir viele Merkwürdigkeiten begegnet.

Meine Meinung zu diesem Erlebnis schwankt von Zeit zu Zeit. Bei hellem Tageslicht und die meiste Zeit des Jahres neige ich dazu, es zum Großteil für einen bloßen Traum zu halten. Manchmal im Herbst jedoch, so um zwei Uhr morgens, wenn die Winde und die Tiere erbärmlich heulen, dann dringt aus unvorstellbaren Tiefen eine verwünschte Andeutung eines rhythmischen Pochens ... und ich spüre, dass das Dahinschwinden des Juan Romero wahrhaft entsetzlich war.

16. September 1919